



Zwischen Kriegstüchtigkeit und Pazifismus – evangelische Friedensethik im Stresstest

Impuls zur Friedensdenkschrift der EKD „Welt in Unordnung – Gerechter Friede im Blick“

Augsburg, 05.02.2026

Wir leben in einer Zeit, in der „Frieden“ nicht mehr als Normalfall erlebt wird, sondern als zerbrechliche Ausnahme. Genau in diese Nervenzone spricht die neue Friedensdenkschrift der Evangelische Kirche in Deutschland hinein: Sie hält am Leitbild des „Gerechten Friedens“ fest – und verschiebt zugleich das Gewicht deutlich hin zum Schutz vor Gewalt.

Mein Titel zeigt die Spannung, die allem zugrunde liegt: „Kriegstüchtigkeit“ (als Ruf nach Verteidigungs- und Abschreckungsfähigkeit) auf der einen Seite, Pazifismus (als konsequente Gewaltverweigerung) auf der anderen. Dazwischen steht die Kernfrage: Ist Gewalt jemals legitim – oder immer Verrat am Evangelium?

Die Debatte: Zwei Lager, eine Schuldfrage

Die Debatte läuft oft wie ein vorhersehbares Theaterstück mit zwei Rollen:

Die pazifistische Stimme sagt: Jesus hat Gewaltlosigkeit nicht als Option für gute Zeiten gepredigt, sondern als Weg der Nachfolge. Töten bleibt Töten. Waffen liefern verlängert Leid und verführt zur Logik: „Frieden durch Überlegenheit“.

Die verantwortungsethische Stimme sagt: Gewaltlosigkeit ist ein hohes Ideal – aber wenn ein Aggressor mordet, vergewaltigt, vertreibt, dann kann „nicht eingreifen“ zur moralischen Mitverantwortung werden. Schutz der Opfer ist nicht Militarismus, sondern Nächstenliebe im Ernstfall.

Die Denkschrift versucht, diese Spannung nicht wegzumoderieren, sondern auszuhalten: Sie würdigt pazifistische Gewissensentscheidungen, erklärt aber einen absoluten Gewaltverzicht als allgemeine politische Theorie für ethisch nicht begründbar und rückt staatliche Schutzwichten in den Vordergrund.

Dass das heftige Reaktionen auslöst („Abschied vom Pazifismus“ vs. „endlich realistisch“), ist kein Unfall, sondern der Preis von Ehrlichkeit.

Was die Denkschrift neu akzentuiert – und wie sie Gewalt begrenzt

Die Denkschrift entfaltet den „Gerechten Frieden“ in vier Dimensionen: Schutz vor Gewalt, Freiheit, Abbau von Ungleichheiten, friedensfördernder Umgang mit Pluralität. Neu ist: „Schutz vor Gewalt“ wird als grundlegendes Gut priorisiert.

Die Denkschrift bleibt beim Primat der Gewaltfreiheit, aber sie sagt: Gewaltverzicht ist nicht in jeder Lage zwingend. Deshalb arbeitet sie mit der Figur „rechtserhaltender Gewalt“: Gewalt kann nur dann ethisch überhaupt in Betracht kommen, wenn sie dem Recht dient, streng begrenzt ist und ultima ratio bleibt – verhältnismäßig, auf Schutz gerichtet, rechtlich gebunden, demokratisch legitimiert.

Wichtig: Sie übernimmt Kriterien aus der Tradition des „gerechten Krieges“, weist aber die Idee eines „bellum iustum“ ausdrücklich zurück: Nicht „gerechter Krieg“, sondern höchstens rechtserhaltende Gewalt im Dienst einer Friedensordnung ist legitim.

Die Denkschrift warnt davor, „Verhandlungen“ als moralischen Shortcut zu benutzen: Verhandlungen sind nur dann friedensethisch vertretbar, wenn sie im Rahmen des Rechts liegen und nicht bloß Gewaltgewinne absichern.

Sie betont Gewissen und Verantwortung bis hinein in den Soldatenberuf – und sagt ausdrücklich: Militärseelsorge sei nicht dazu da, militärische Gewalt „stellvertretend zu legitimieren“, sondern Gewissensverantwortung zu stärken.

Biblische Linien

Biblisch wirst du die Gewaltfrage nie in eine glatte Formel pressen können. Die Schrift ist realistischer als unsere Lagerkämpfe.

Jesu Weg: Bergpredigt (Mt 5) – Feindesliebe, Friedensstifter, Verzicht auf Vergeltung. Und in der Passion: Jesus stoppt die Gewaltspirale („Steck dein Schwert weg“; die Heilung am Ohr – die Anti-Logik der Vergeltung). Das ist nicht naiv, das ist radikal: Gottes Reich kommt nicht durch Zwang.

Paulus' Doppelperspektive: Römer 12 ruft zur Gewaltvermeidung und zur Überwindung des Bösen durch das Gute. Römer 13 sieht zugleich staatliche Ordnungsmacht („Schwert“) als Dienst, der Gewalt eindämmen soll. Das ist

keine heilige Weihe des Staates – eher die nüchterne Einsicht: In einer unerlösten Welt braucht es Begrenzungen der Gewalt.

Prophetenvision: Jesaja 2 / Micha 4 – Schwerter zu Pflugscharen. Das ist nicht Verrostung, sondern eine politische Imagination: Es braucht starke Visionen von Frieden, die die vermeintlich alternativlose Logik der Welt durchbricht und durchscheinen lässt, wie Gottes Wirklichkeit aussieht. Wer Kirche ist, darf diese Zukunft nicht vergessen, sonst wird „Sicherheit“ zur Ersatzreligion.

Die Denkschrift ist an diesem Punkt durchaus lutherisch-realistisch: Evangelium und Gesetz, Hoffnung und Sünde, Friedensideal und die Pflicht, Gewalt zu begrenzen.

Aber genau hier beginnt auch meine kritische Nachfrage.

Prophetische Perspektive und kritische Auseinandersetzung mit der Denkschrift

Prophetisch heißt nicht: „laut sein“. Prophetisch heißt: die Götzen entlarven. Der heutige Götze ist oft nicht „der Krieg“, sondern die Vorstellung, Gewalt könnte zuverlässig erlösen: „Wenn wir nur stark genug sind, wird's gut.“

Meine Kritik an der Denkschrift ist daher nicht, dass sie Schutzpflichten ernst nimmt – das muss sie. Meine Kritik ist: Die Sicherheitslogik frisst schnell die Friedenslogik. Die Denkschrift warnt zwar selbst davor, Sicherheit als Vorwand für Freiheitsabbau zu missbrauchen. Aber praktisch braucht es mehr als Warnhinweise: Es braucht kirchliche Gegenmacht gegen die Verzauberung durch Abschreckung, Aufrüstung, „Sachzwang“-Rhetorik.

Was können Kirchen konkret tun, damit die Gesellschaft friedensfähig bleibt?

Sprache entgiften und Wahrheit sagen: Keine Romantisierung von Gewalt, keine Dämonisierung von Verhandeln, keine moralische Erpressung („Wer nicht liefert, ist schuld“ / „Wer liefert, ist Kriegstreiber“). Kirche sollte die Fähigkeit trainieren, Tragik auszuhalten: Manchmal gibt es nur schuldhafte Optionen. Genau das nennt die Denkschrift „Schuldverstrickung“ – diesen Begriff würde ich kirchlich nicht verstecken, sondern liturgisch ernst machen: Klage, Fürbitte, Buße.

Frieden lernen – als Kompetenz, nicht als Gefühl: Mediation, Konflikttransformation, Trainings zivilen Widerstands, Versöhnungsarbeit, Trauma-Seelsorge. Friedensfähigkeit entsteht nicht durch Appelle, sondern durch Übung.

Vorrang ziviler Friedensarbeit institutionell durchsetzen: Nicht nur „auch zivile Mittel“, sondern: messbar, finanziert, politisch eingefordert. Sonst bleibt das ein frommer Nebensatz. Die Denkschrift betont zwar ein breites Sicherheitsverständnis jenseits des Militärischen – das muss Kirche ständig gegen den Strom konkretisieren.

Gewissen schützen – in beide Richtungen: Begleitung von Soldatinnen und Soldaten, aber genauso Schutz und Wertschätzung von Kriegsdienstverweigerung und pazifistischen Gewissensentscheidungen. Wenn Kirche hier parteiisch wird, verliert sie ihre moralische Tiefenschärfe. Die Denkschrift setzt stark auf Gewissensverantwortung – das ist ein Auftrag an kirchliche Bildung und Seelsorge.

Nukleare Nüchternheit: Wo Atomlogik als „notwendig“ normalisiert wird, braucht es kirchliche Störung. Die Denkschrift spricht die nukleare Teilhabe und die neue Debatte über europäische Nuklearoptionen an – das ist der Punkt, an dem Kirche nicht nur abwägen, sondern öffentlich die Ungeheuerlichkeit dieser Drohkulisse im Namen der Bewahrung des Lebens benennen sollte.

Gerechtigkeit, Klima, soziale Kohäsion als Friedenspolitik: Wenn Verteidigungsausgaben soziale Spaltung verstärken, untergräbt das Frieden innenpolitisch. Die Denkschrift sieht diese Spannung und fordert Güterabwägungen – Kirche muss hier unbequem bleiben: Sicherheit darf nicht gegen soziale Gerechtigkeit ausgespielt werden.

Prophetisch zugespitzt: Die Kirche sollte eine Gesellschaft nicht „kriegstüchtig“ machen, sondern widerstandsfähig gegen Gewaltlogik – also friedestüchtig im starken Sinn: rechtlich, sozial, geistlich, demokratisch.

Schluss

Zwischen Kriegstüchtigkeit und Pazifismus liegt kein bequemer Mittelweg, sondern ein Feld harter Entscheidungen. Die Denkschrift liefert dafür Kriterien und mahnt zur Gewissensbildung – gut so.

Aber die Kirche darf dabei nie vergessen, wovon sie lebt: von dem Frieden, den sie nicht macht, sondern empfängt – und den sie gerade deshalb öffentlich bezeugen muss, auch wenn die Welt „in Unordnung“ bleibt.